

BUNTE WELT

Nr. 1

Unterhaltungsbeilage

1935

Die Premiere

Von W.

Franz Wäscher war ein Schriftsteller, dem der Erfolg lange versagt geblieben war. Es lag nicht an ihm, nicht an mangelnder Begabung, nicht an einem Minus an Phantasie, daß ihm die Verleger seine Manuskripte mit außerordentlich höflich gehaltenen, verbiefständlichen Formularen zurückschickten.

Es lag offensichtlich am „Betrieb“, dessen Anforderungen Franz Wäscher, der innerlich Unfertige, Ringende, nicht gewachsen war.

Er hatte nicht die Gabe, Beziehungen nach allen Seiten anzuspinnen; ihm fehlte auch jenes diplomatische Talent der allzu Wendigen, die stets im vollen Winkel beidrehen konnten und immer mit beiden Weinen in die jeweilige Konjunktur hineinsprangen.

Ihm war kein Schaffen Lebensbedürfnis, jenen Geltungsbedürfnis. Aber jene, mit dem ungemessenen Ehrgeiz der Neuerlichen, Blendenden, hatten die stärkeren Ellbogen, die trainierteren Muskeln —

Sie waren die erfolgreiche Mittelmäßigkeit, er eine Begabung, die urwüchsig und keineswegs marktgerichtet wuchs, abseits von der Börse des großen Literaturhandels, ein Idealist ohne Kotexer, ein geistiger Mensch ohne Berechnung —

Franz Wäscher hungerte, um das nötige Geld für Papier, Tinte und Porto zu haben.

Sein Zimmer im vierten Stock eines trostlosen Hinzshauses, irgendwo im lärmerfüllten Gassenbetrieb der Vorstadt, sprach von äußerster Armut. Ein alter wackeliger Tisch, ein häßliches Holzbett, ein windschiefer Schrank, zwei Stühle und ein uralter Ofen waren das ganze Inventar.

Franz Wäscher störte dieses Elendsgrau nicht. Er war kein Snob, der sich in billige Blüschromantik einspannt, er war aber auch kein schrulliger Bohemien, der in die Not aus Gründen des Effekts verliebt war.

Er stand, ein einsamer Arbeiter am verfallenen Werk, gewiß mitten auf dieser Erde, er wußte, daß sie, hart, unberechenbar und voll sinnlosen Unrechts war.

Sie schenkte niemanden etwas, und ihre „Vorsehung“ bestand nur zu oft in der unentzifferbaren Laune des Zufalls.

Not und Entbehrung waren Franz Wäscher kein Geheimnis, kein Schreckgespenst, das ihn zu überrumpeln vermochte.

Von frühester Jugend an hatte er mit ihnen im Kampf gestanden, ihnen sein bißchen täglich Brot immer wieder neu abtrotzen müssen.

Der Vater, Bauarbeiter, war ein Opfer seines Berufs geworden. Ein Brett, das ihn traf und aus schwindelnder Höhe in die Tiefe warf, hatte ihn ausgelöscht. Die Mutter, eine kleine, vergrämte, aber resolute Frau, nahm

den Kampf mit dem Dasein nun allein auf, sie schlug sich durch, drei kleine Kinder an der Hand, es war ein heldenhafter, zermürbender Kleinkrieg und er verdunkelte die Jugend Franz Wäschers in unsäglichlicher Weise.

Es war eine Kindheit, der das Lachen fremd, die Pflicht eine Selbstverständlichkeit war.

Vielleicht war er durch diese Jugend so geworden — hart und Kompromißlos, ungelent und misstrauisch allen allzu eingefahrenen Geleisen des Lebens gegenüber —

Bis die große Wende in diesem düsteren Leben kam.

Bis das Glück, das schon fast aufgegeben, in dieses schwere, grübelnde Dasein hineinfuhr und es zu heller Flamme entfachte —

Ein Theaterdirektor, der gern das Schema verlieh, der das Neue, Unverbrauchte liebte, und deshalb in seinen Kreisen als Sonderling galt, war auf Wäscher gestoßen und sofort von seiner eigenartigen Begabung angeregt worden.

Nach mehrmaligem brieflichen Hin und Her erwartete er die soziale Tragödie: „Mensch auf dem Wege“, ein grüblerisches, gedankenschweres Werk, mit manchen theatralischen Schwächen, mit vielen inhaltlichen und menschlichen Vorzügen zur Uraufführung —

Die Premiere war schon für die nächste Zeit angelegt. Franz Wäscher lebte in diesen Wochen wie in einem Rausch. Nach soviel entbehrungsreichen Hungerjahren, nach soviel verborgener Mühe, nach soviel opfervoller Entschagung —, die Erfüllung, das Ziel —!

War es Wirklichkeit — war es ein Traum — —?!

Die Tage vergingen so schnell, so sehr im Fluge, daß der Dichter Angst vor sich selber bekam. War dieses Gefühl des Ueberfertigseins, dieses Gefühl des endgültigen Erfolgs, nicht eine Gefahr für ihn? Brach es nicht seine Nerven, die, unnatürlich angespannt, durchgehalten hatten, die ganzen langen Jahre der Enttäuschung hindurch —?

Aber Franz Wäscher hatte nicht lange Zeit, zweifelnd darüber nachzusinnen.

Die ersten Proben seines Stückes kamen. Franz Wäscher war mit Feuereifer dabei, entwiderte, förmlich überquellend, dem Regisseur seine Ansichten, half unermüdetlich die Szenen formen, gab Anregungen über Anregungen, verbesserte die Schauspielerei, ließ neue Töne in das Bild seines Stückes hineinspielen.

Der harte, spröde, verschlossene Mensch war wie verwandelt —

Der Tag der Premiere kam. Das Theater war bis auf den letzten Platz besetzt, das Inter-

esse für den neuen, bisher ganz unbekanntem Dramatiker allgemein.

Franz Wäscher war eine Loge zur Verfügung gestellt worden. Die Intendantenloge.

Neugierige Blicke tasteten die Loge ab. Der Intendant erschien und nahm Platz; aber der Dichter kam nicht.

„Wir müssen anfangen!“ schrie der Regisseur dem Bühnenmeister zu, „wo steckt denn nur Wäscher? Komisch, wirklich komisch!“

„Die Leute werden schon ungeduldig — —“ meinte der Bühnenmeister, „was wird schon sein —? Jrgend so eine Dichterschürulle — —. Kennen wir doch, kennen wir doch —!“

„Wertwürdig . . .“ murmelte auch der Intendant und sah seinen Begleiter, den Vertreter eines ausländischen Blattes, nachdenklich an, „gestern noch war er so ganz mit Leib und Seele bei der Generalprobe . . . Und jetzt . . . Lampenfieber . . .?“

Es war, um es kurz zu sagen, ein Misserfolg. Nach jedem Akte wurde der Beifall schwächer, einmütiger. Als nach dem Schlußakt der Vorhang sank, brach ein Sturm der Begeistung los.

Immer wieder wurde der Dichter gerufen.

Intendant, Regisseur und Direktor waren ratlos.

Wo steckte nur der Autor . . . ?!

Plötzlich klingelte im Büro schrill und hysterisch das Telephon. Die Sekretärin der Dramaturgin kam gelaufen. Aufgelöst, wild gestikulierend, mit Tränen der Bewegung in den Augen.

„Herr Dr.! Herr Dr. A.“ rief sie mit heiserer Stimme und schwang einen Stenogrammblock, „ein Unglück ist passiert! — Eine Katastrophe! Soeben hat eine Zeitung angelesen. Sie will Näheres wissen, den tragischen Tod von Herrn Wäscher über den unseres Wäscher . . .! Er ist auf dem Wege ins Theater von einer Autodrochke überfahren worden und kurz nach der Einlieferung ins Krankenhaus gestorben . . .!“

Sie standen eine Minute schweigend.

Draußen, im Zuschauerraum, riefen die Ahnungslosen immer noch, erlebnisdenkbar und hingerissen, nach Franz Wäscher. — „Armer Kerl . . .“ sagte der Intendant leise.

„Aber daß er nicht wenigstens noch zur Premiere gekommen ist . . .“ murmelte der Regisseur kopfschüttelnd, mit deutlicher Mißbilligung in der Stimme, „es wäre doch eine so schöne Krönung des Erfolges gewesen!“

Respekt Von G. de La Fouchardiere

Das Geld an sich hat nichts Respektables. ... Man kann sogar sagen, daß es kaum etwas weniger Respektables gibt, als das Geld; als Ziel betrachtet, inspiriert es alle schändlichen und verbrecherischen Handlungen; als Mittel hinwiederum ist es die Wurzel jeglicher Korruption.

Die Leute, die Geld haben, sind nicht einzig der Tatsache, daß sie Geld haben, wegen respektabel. ... Gewiß, die Reichen müssen nicht unbedingt Lumpen oder Trottel sein und es gibt welche, die ein anständiger Mensch grüßen kann; aber der Gruß darf nicht ausschließlich dem Geld gelten. ... Zu viele anständige Menschen sind von der Mythe des Geldes derart vergiftet, daß sie vor denen, die es besitzen, und von denen sie nicht die mindeste Großmutsgefte erwarten, in völlig uneigen-nützigem Respekt ersterden. Ein Mensch, der in der Lotterie fünf Millionen gewonnen hat, sieht sich plötzlich von einem Heiligenschein von Tugenden umstrahlt; und aus den Augen derer, denen sein Anblick vergönnt ist, blickt etwas wie Bewunderung.

Es gibt ein Dogma, das einer höheren Logik und einer elementaren Anständigkeit entspringt: „Der Zahlende hat das Recht, von dem, dem er zahlt, respektiert zu werden.“

Wenn man einen Laden betritt, wird man von dem Verkäufer mit dem Speziallächeln des Hauses begrüßt, welches den Betrag, den man an der Kasse zurücklassen wird, eskomptiert. Kommt man in ein Restaurant, hat man ein Recht auf den Spezial-Kraßfuß des Obers, der ihn aber erst beim Weggehen eskutiert. Das Verhalten Ihres Dieners und die Beflissenheit Ihres Hausmädchens kann keineswegs als kriecherisch bezeichnet werden, es ist einfach Ver-rufssattitüde. Der Bettler, dem man nichts schuldet und trotzdem zehn Sous gibt, muß seine Höflichkeitsbeweise so steigern, daß sie als Dankbarkeit angesehen werden können.

Ich wäre sehr erfreut, wenn der Steuer-einnehmer sich an obigem Prinzip ein Beispiel nähme und die Steuerzahler mit einem Geschäfts-Lächeln empfinde und mit allen anderen Beweisen tiefsten Respektes bis zur Tür des Etablissements begleiten würde, daß sie so freundlich waren, mich mit ihrem Besuch zu beehren. Das würde den Staat nichts kosten; und die Betroffenen würden sich noch geschmeichelt fühlen, weil sie hätten zahlen dürfen.

Aber der Steuereinnehmer ist mit einer ganz anderen Mythe vergiftet. Er geht von der tollen Idee aus, daß das, was man ihm bringt, ihm gebührt. Und die Steuerzahler haben den entschieden unerfreulichen Eindruck, Herdenvieh zu sein, wenn sie vor dem Schalter des Steuereinnehmers zusammengedrängt sind und das trägt sehr dazu bei, eine endemische Atmosphäre der Unzufriedenheit zu schaffen.

Erinnern Sie sich an die Zeit, wo alle guten Franzosen gebeten wurden, ihr Gold in der Banque de France gegen eine lächerliche Papiersumme einzutauschen? Damals war man höflich; mehr als höflich. Man schmeichelte ihnen, machte ihnen den Hof und gab ihnen ein schön illustriertes Diplom, welches ihre patriotische Opferwilligkeit und ihre unvergleichlichen Bürgertugenden bestätigte. ... Sie wären vollkommen glücklich und zufrieden gewesen, wenn sie nicht einige Jahre später die ironische Einstellung der Oberschleunen miterlebt hätten, die

für ihre Voraussicht einen weit höheren Gewinn einstrichen, als die anderen.

Der Rabe in der Fabel würde auch seinem Käse nicht nachtrauern, wenn der Fuchs, nachdem er ihn einmal hat, ihm weiter noch Komplimente machen würde. Aber sobald der Fuchs im Besitze dessen ist, was er wollte, pfeift er auf den Raben. ... und das kann der Rabe absolut nicht vertragen.

Und bei den Wahlen ist es genau so. Vorher ist man lieb und nett und in der Höflichkeit ist sogar ein Funke von Servilität.

Aber wenn die Betroffenen einmal gewählt sind, haben sie nicht die geringe Rücksicht

mehr für die, welche sie bezahlen. Sie glauben, genau wie die Steuereinnehmer, daß ihnen das alles gebührt. ...

Während des Krieges war es ebenso, da waren die Regierenden auch allzu höflich gegen diejenigen, die sie den feindlichen Kanonen entgegen schickten. Als lauter unergleichliche Helden wurden sie damals angehimmelt, die alles von uns fordern durften. ... Und zum Schluß waren sie die Wurzeln. ...

Und das sind die Gründe von all dem, was sich heute abspielt.

Man kann sich über das Volk zehn Jahre, zwanzig Jahre, ja zwei Jahrhunderte lang lustig machen, vorausgesetzt, daß es nichts merkt.

Aber wenn ihm die Augen aufgehen, dann wehe. ...! Deutsch v. Rose Richter.

Das Leben schreibt schlechte Filme

Von Ludwig.

Sie ist ihren Eltern davongelaufen. Die Sache begann damit, daß sie sich fast täglich wusch. Das schien ihrer Mutter, einer ehrbaren Bedienerin, verdächtig. Die Alte war einst Parterreakrobatin, hatte mit manchen Anfechtungen zu tun gehabt und wußte Bescheid: Lotte hatte sich einen Geliebten beigelegt.

Die Gasrechnung war im letzten Monat besonders hoch. Natürlich bei dem übertriebenen Reinlichkeitsfinn der Tochter! Immer Wasser wärmen, das kostet Geld. Verdrossen sah Frau Valuschek an den fast kindlichen Körper ihrer Tochter empor. Prüfend, ob sich nicht irgendwo einmal fände, die Beschäftigung eines wohlbegündeten Verdachts. Seit einigen Tagen kam die Sechzehnjährige aus dem Geschäft, in dem sie als Kaufmädchel beschäftigt wurde, regelmäßig um zwei Stunden später heim, redete sich mit Ueberstunden aus, und ihre Augen zeigten dann einen feuchten Glanz, wie ihn kurzes Glück zurückläßt. Besonders gravierend aber schien es Frau Valuschek, daß Lotte seit dieser Zeit nurmehr in ihrer neuen Sonntagsbluse ins Geschäft gehen wollte. Mit der getupften blauen Bluse, die sich das Mädchel von ihren Ersparnissen gekauft hatte.

„Madel, mir scheint, bei dir is was net in der Ordnung! Hast vallericht an Gschamster, so an, der wos den ganzen lieben Tag im Tschacherl hodt und d' Madeln ausnußt?“ Lotte schwieg und in ihrer Erregung über die Worte der Mutter kam es ihr gar nicht zu Bewußtsein, daß ihr Schweigen als Schulbekenntnis gewertet wurde. Dann aber, als die Mutter die tiefen Töne der Entrüstung hervorholte, ver-lepente, fühllose Worte fand, die sich wie ägende Säure in ihre Seele fraßen, als sie sich immer weder provoziert fühlte, da schrie sie der Frau das Bekenntnis der Liebe ins Gesicht, triumphierend, wie es nur Liebende vermögen, das Bekenntnis zu einem Manne, den sie gewählt hatte. Auch ich, das Kaufmädchel, die Tochter der Bedienerin Valuschek, habe ein Recht darauf, mich zu verschonen!

Sie flüchtete schluchzend in seine Arme. In einer düsteren, hoffetigen Kammer draußen in der Vorstadt, wo man von den Fenstern nur auf Schutthalden und Fabrikssamine sieht, klagte Lotte dem Geliebten ihr Leid: „Lints hats ma a paar geben und da. ... lauter blaue Flecke. ... I geh nimmer ham, Karl, i bleib bei dir. ... ich laß mi nimmer schlagen. ...“

„Kannst schon bei mir bleiben. ...“, flü-sterte ihr der Burche ins Ohr.

Einige Tage da lebten sie wie Mann und Frau in Untermiete bei einer Witwe, die nach verschiedenen moralischen Bedenken schließlich zu allem ja gesagt hatte. Lotte ging nicht mehr ins Geschäft, sie wollte stets nur um den sein, den sie liebte.

Eines Tages erklärte der Geliebte, er müsse wegfahren. Auf Montage in die Provinz. Dann, wenn er etwas verdient haben würde, werde er sie heiraten. Es war Frühling und fröhlich schritt er davon.

Eine Woche war um und er hatte nichts von sich hören lassen. Die Witwe forderte die Miete. Woher nehmen? Ach, gedulden sie sich noch liebe Frau, noch einige Tage. Dann mußte sie raus aus dem warmen Nest. Zur Mutter? Nein, noch brannten ihr die Schläge im Gesicht, noch hörte sie das ordinäre Kreischen. Schlampen, Straßenmensch! Ob man sie als Hausgebilfin aufnehmen wolle, fragte sie an. Nichts, gar nichts, als ob sich alles gegen sie verschworen hätte. Der Hunger besiegte alle Bedenken. Sie ging mit. Der zahlte ein Mittagessen, der ein Nachtmahl und das Quartier, das war immer frei, darum ließen sich die Herren nicht erst bitten. Es waren ganz nette darunter. Zum Beispiel der Eisenbahner, der ihr nachher das Bild von seinem Vubert zeigte, einem Kind mit großen neugierigen Augen und der von seiner Frau erzählte.

Die Polizei ist nicht dazu da, sentimental zu sein, sie ist zur Amtshandlung geschaffen. Man griff das Mädchel auf und steckte es wegen Vagabundage und geheimer Prostitution in den Arrest. Der Richter war so furchtbar entrüstet. „Sie sind ein feines Fruchterl, meine Liebel. Mit 16 Jahren schon auf den Strich zu gehen. Nichts arbeiten wollen, natürlich, eine feine Dame spielen. Wissen Sie, wo Sie enden werden. ...?“ Gott, er war ganz rot im Gesicht! Und dabei sah er sie mit so gemeinen Augen an, mit Augen, die stets an ihrer Bluse haften blieben, Augen, in denen sich ein geheimer Wunsch spiegelte. Mit Feuerzungen lekten diese Blicke an ihr empor, dann bezwang sich der Herr Rat und befahl dem Saalwart: „Führen Sie das Frauenzimmer ab! Na sooo' waas ist mir noch nicht untergekommen!“

Die banalsten Geschichten schreibt wohl das Leben selbst, liefert die schlechtesten Film-manuskripte. Die „Drehbücher“ des Lebens, die sind die mindwertigste Klasse. Gar keine un-

erhofften Pointen, nichts als platte Selbstverständlichkeiten. Manchen packt, zieht ihn mit und dann dreht sich mit ihm im Kreis, wie im Karussell. Das Mädel wurde noch etliche Male „aufgegriffen“, aber etliche Male wieder freigelassen und der Tanz begann von Neuem. Wegen ihrer Jugend kriegte sie nicht das Büchel, alles heischt in diesem wohlgeordneten Gesellschaftswesen die „erforderliche Reife“.

Nach ihrer letzten Haft wanderte Lotte planlos durch die Strahlen. Sie wußte nicht, wo sie sich befand. Man muß sich erst erholen, wenn man einige Wochen in Haft gefessen ist und nichts anderes gesehen hat, als eine Britische, ein Zimmerklosett, einen festgeschraubten Tisch und ein Fenster, zwei Meter hoch vom Fußboden. Man muß sich an alles erst wieder gewöhnen, an die vielen Menschen, die Straßenbahn, die Häuser.

Plötzlich stand sie im Prater vor einer Schaubude. „Prochastas Wunderschau“ stand oben drauf. Der Herr Direktor lud mit lauten Rufen das staunende Publikum zur „eben beginnenden Vorstellung“ ein und erläuterte diskret die zu erwartenden Sehenswürdigkeiten. Zwei Mädchen standen vor ihm auf einem Podium, eine große blonde Person mit weit ausladenden Hüften und Armen wie ein Ringkämpfer und eine zarte, kleine, deren Gesicht mit einem Schleier verhüllt war. „Anemona, die orientalische Bauchtänzerin“ und „Arabella, die Frau mit dem eisernen Körper.“ Stallgeruch wehte aus der Bude.

Als sich das Publikum zerstreut hatte, wagte sich Lotte an den Direktor heran. „Haben Sie nicht Arbeit für mich?“ flehte sie. Der Mann mit der Bulldoggenvisage ließ seine Blicke an ihrer Gestalt herabgleiten, in seinen Mundwinkeln sah ein zynisches Lächeln. „Kommens mit in mein Büro!“ sagte er dann. Büro? Ein durch einen Vorhang vom Zuschauerraum abgetrenntes Ankleidezimmer. Auch ein Divan stand dort. Sie waren allein, das „Personal“ stand vor der Bude auf dem Podium. Man hörte die Stimme eines Ausruferers.

„Also, was können Sie alles, meine Liebe?“ fragte der Herr Direktor mit geilem Grinsen und ließ sich auf den Divan nieder. „Na, wir werden gleich sehen. . . Machen Sie sich nur bequem.“ Er biß sie in die Schulter.

„Ist der Direktor nicht ein netter Kerl?“ fragte nachher hämisch eine der beiden Kolleginnen, die kleine Bauchtänzerin aus dem Ottakringer Orient.

„Fürchtbar nett! Er zahlt ja 50 Groschen pro Stunde! Wenn man nur Arbeit hat, dann geht's schon.“ lächelte Lotte, aber in ihrem Innern, da schrie eine Stimme verzweifelt auf, die Stimme gequälter Kreatur.

Livingstone auf der Löwenjagd

Man behauptet, der Löwe morde, während er alle von ihm angefallenen Tiere augenblicklich töte, den Menschen, welchen er überwältigt und unter sich in seinen Krallen hat, nicht allso gleich, sondern verzehe ihm erst später, u. zw. unter fürchterlichem Gebrüll, den tödlichen Schlag mit der Kake auf die Brust.

Livingstone, der berühmte Afrikaforscher, ist Gewährsmann dieser Angabe. „Auf der Rückkehr von einer Treibjagd in Ostafrika bemerkte ich wiederum einen Löwen auf einem Felsen, aber diesmal hatte er einen kleinen Busch vor sich. Da ich etwa dreißig Meter entfernt war, zielte ich gut auf seinen Körper hinter dem Busch und feuerte beide Läufe ab. Er ist ge-

troffen! riefen einige Leute und wollten zu ihm laufen. Ich sah den Schweif des Löwen hinter dem Busche emporgerichtet und rief den Leuten zu: „Wartet, bis ich wieder geladen habe!“ Als ich die Kugeln hinunterstieß, hörte ich einen Schrei und gewahrte den Löwen gerade im Begriffe, auf mich zu springen. Er packte im Sprunge meine Schulter, und wir fielen beide zusammen zu Boden. Schrecklich neben meinem Ohre knurrend, schüttelte er mich, wie ein Dachshund eine Ratte schüttelt. Diese Erschütterung brachte eine Betäubung hervor; ich fühlte weder Schmerz noch Angst, obgleich ich mir alles dessen, was vorging, bewußt war. Ich suchte mich von der Last zu befreien und bemerkte, daß seine Augen auf einen meiner Begleiter, Mebalwe, gerichtet waren, welcher auf ihn zu schießen versuchte. Sein Gewehr versagte mit beiden Läusen. Der Löwe verließ mich augenblicklich und packte Mebalwe am Schenkel. Ein anderer Mann, dem ich früher das Leben gerettet hatte, als er von einem Büffel gestochen wurde, versuchte, den Löwen mit dem Spieße zu treffen, während derselbe Mebalwe biß. Er verließ letzteren und packte diesen Mann bei der Schulter; aber in dem Augenblick beendeten die zwei Kugeln, welche er bekommen hatte, ihre Wirksamkeit, und er fiel tot nieder. Das Ganze war das Werk weniger Minuten. Er hatte den Knochen meines Oberarmes zerbissen und mein Arm blutete aus elf Wunden, welche aussahen, als wenn Flintenkugeln eingedrungen wären. Beim Heilen wurde der Arm krumm. Meine zwei Kampfgenossen haben viele Schmerzen an ihren Wunden gelitten, und die an der Schulter des einen brachen genau nach einem Jahr wieder auf.“

Wolkenformen

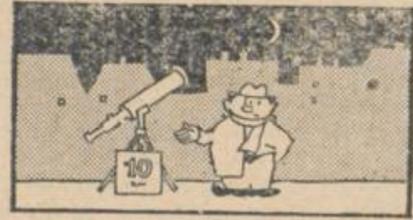
Die Wetterkunde kommt nicht aus ohne eine systematische Einteilung der Wolkenformen. Da man über die Entstehung der Wolken noch keine allzu sicheren Kenntnisse besitzt, hat man international auf eine etwas willkürliche Einteilung von Howard zurückgegriffen, welche durch Goethe allgemein bekannt gemacht wurde.

Nach dieser Einteilung unterscheidet man vier Hauptformen der Wolkenbildung:

1. Die Cirruswolke, eine aus feinen, weißen Fasern bestehende Federwolke.
 2. Die Cumuluswolke, eine massige, geballte, mit zahlreichen abgerundeten Klumpen versehene Haufenwolke.
 3. Die Stratuswolke, die zusammenhängende, niedrige, ausgedehnte Schichtwolke.
 4. Die Nimbuswolke, die Regenwolke.
- Durch Kombination dieser Grundformen der Wolkenbildung erhält man noch weitere sechs Wolkenformen, welche am Meteorologenkongreß zu Paris im Jahre 1889 als offizielle Wolkenbezeichnung anerkannt wurden:
5. Cirrostratus, eine feine, weißliche Schleierwolke in großer Höhe, welche oft zur Bildung von Ringen um Sonne und Mond Veranlassung gibt.
 6. Cirrocumulus, die bekannten Schäfchenwolken.
 7. Alto cumulus, größere, gröbere Schäfchenwolken.
 8. Altostratus, graue Wolkenschleier.
 9. Stratocumulus, schichtartige Wulstwolken.
 10. Kumulonimbuswolke, die massige Gewitterwolke.

Mit dieser Einteilung ist es möglich, nahezu alle Wolkenformen zu erfassen und zu klassifizieren, wenn auch die Entstehung der einzelnen Formen in ihren Einzelheiten noch keineswegs abgeklärt werden konnte.

Wohlbegründete Tagenerhöhung



Gefallene Sterne

Von Tellegen, ein Held des Films, Adonis und Liebhaber dreier berühmter Frauen der neueren Bühnengeschichte, nämlich der Sarah Bernhardt, Leonore Duse und der Jadora Duncan, ist freiwillig aus dem Leben geschieden. Das tragische Ende dieses großen Liebhabers erinnert an andere jäh versunkene Sterne am Filmhimmel. Alma Rubens kämpfte hart, um ihren Ruhm zu halten. Aber schließlich starb sie durch den Mißbrauch von Drogen, mit denen sie ihre Nerven aufzupeitschen pflegte. Max Lindner, der große Filmkünstler und Liebling der Frauen, endete durch Freitod; Wallace Reid starb ebenfalls auf der Höhe seiner künstlerischen Laufbahn, und zwar durch übermäßigen Konsum von Rauschgiften. Ein Opfer dieser Sucht wurde auch die genial-ergenzentrische Tänzerin und Filmkünstlerin Anita Berber, deren Tragödie übrigens durch ein Buch Leo Janias einen erschütternden literarischen Ausdruck fand. Auch Maria Orska, die berühmte Lulu, eine außerordentliche Begabung der modernen Bühne, endete auf der Höhe ihres Ruhmes als Opfer ihrer Narcotomanie. Larry Semon verschwand völlig aus der Öffentlichkeit, sein Stern verblaßte sehr schnell, er starb in Agonie und Elend. Fatty Arbuckle, ein bekannter amerikanischer Komiker vom Embonpoint Palast, den ein verhängnisvolles Schicksal ein Jahrzehnt von jeder künstlerischen Betätigung fernhielt, starb plötzlich, als sein alter Ruhm gerade wieder aufzukleben begann. Lia de Putti fand ein tragikomisches Ende. Die weibliche Hauptdarstellerin in dem Jannings-Film „Varieté“ verschluckte bei einem opulenten Mahl einen Hühnerknochen; trotz aller ärztlichen Bemühungen starb die Künstlerin infolge des mitleidigen Zwischenfalls. Die größte Tragödie jedoch spielt um Maurice Costello. Er, der einst das Idol einer ganzen Welt verkörperte, lebt heute einsiedlerisch und verbittert. Sein Haus ist mit alten Photographien aus seiner Blanzzeit angefüllt. Unaufhörlich träumt er diesen lebendigen Spiegelbildern seiner großen und ruhmvollen Vergangenheit nach und kann sich nicht damit abfinden, daß die Gegenwart nichts mehr von

ihn wissen will. Um seine Reflexionen werden um so schmerzlicher, als er sich immer wieder seiner beiden Töchter Dolores und Selene erinnern muß, die beide große Filmstars von Hollywood geworden sind; Dolores ist übrigens die Frau John Barrymores. Alle diese Schicksale bestärken uns die alte Erfahrung, daß der darstellende Künstler eigentlich nur im Zenit seines Ruhmes von der Mitwelt gebührend geschätzt wird und daß die kleinste Laune des Schicksals oder die winzigste Veränderung modischer Strömungen ihn der absoluten Verlassenheit anheimfallen läßt.

Hat der Verstand etwas mit Stirnhöhle oder Hirngewicht zu tun?

Man ist gewohnt, anzunehmen, daß hinter einer hohen Stirn ein bedeutender Intellekt wirkt. Der Amerikaner Ordvide zerstört nun dieses Vorurteil, gestützt auf 25 Jahre lang durchgeführte Messungen. Zunächst wurden nach dem Intellekt geordnete vier Gruppen von Amerikanern verglichen: Als zweifellos hervorragende Kopfarbeiter 82 Mitglieder der National Academy of Sciences verschiedener Herkunft und 25 „altamerikanische“ Mitglieder dieser Academy mit mindestens 3 amerika-bürtigen Elterngenerationen (nicht weniger als 118 Akademiker konnten dagegen wegen der den Weißen eigenümlichen Glasförmigkeit nicht mitberücksichtigt werden); 510 Altamerikaner verschiedener Berufe; und 118 Altamerikaner des ärmlichen Hochlandes von Tennessee. Bei ziemlicher individueller Variabilität — 8.2 Zentimeter unter den Altamerikanern — hat im Mittelwert die letztere Gruppe genau dieselbe Stirnhöhe wie die geistig bevorzugte zweite: 6.57 Zentimeter, und die Stirnhöhe der beiden übrigen Gruppen ist auch nicht anders: 6.56 und 6.59 Zentimeter!

Ebenso unerwartete Ergebnisse hatten Stirnmessungen bei verschiedenen Rassen: 510 Altamerikanern (6.59 Zentimeter), 1239 Indianern (6.62 Zentimeter), 19 amerikanischen reinblütigen Negern (6.98 Zentimeter) und 181 Alaska-Eskimos (7.16 Zentimeter). Sowohl absolut wie im Verhältnis zur Körperlänge (37.8—39.7—41.4—44.2 Prozent) hat die herrschende Rasse die niedrigste Stirn. — Die Stirn des lebenden Gesichts ist, wie Ordvides Zahlen erweisen, rassistisch und geschlechtlich beeinflusst, aber ohne Beziehung zum Geist.

Gerhard von Bonin hat an Hand einer umfangreichen Liste mittlerer Schädelkapazitäten von Menschenrassen aller Zeiten und aller Erdteile nicht nur aufs neue nachgewiesen, daß „große Gehirne“ — über 1500 Kubitzentimeter mittlerer Schädelkapazität genau wie die kulturschöpferischen Rassen Ostasiens und Nordeuropas — zum Beispiel auch Neukaledonier und Eskimos besitzen; sondern er hat durch diese breit angelegte „Rassen-Neurologie“ auch entdeckt, daß das Gehirn der Europäer in den letzten 20.000 Jahren wieder etwas kleiner geworden ist. Die mittlere Schädelkapazität der Jungpaläolithischen Schädel ist 1505 Kubit-

zentimeter; sie beträgt heute in Europa 1446 Kubitzentimeter. Dazwischen ist aber aus dem kümmerliche Steinwerkzeuge schlagenden der Kulturmenschen geworden.

Was mancher nicht weiß

Die Karlose ist etwa hundert Jahre alt. Der Erfinder ist ein junger englischer Arzt, Henry Hill Hickman, der 1824 allerlei Experimente mit Hunden und Katzen anstellte. Er entdeckte, daß die Karlose den Tieren große Erleichterung gewährte, und kam auf den Gedanken, die Karlose auch an Menschen anzuwenden. Niemand glaubte aber an die Erfindung des jungen Arztes, und er starb arm und enttäuscht noch vor seinem dreißigsten Jahr. Erst zwanzig Jahre später wurde seine Erfindung von einem anderen erprobt, worauf nun Chloroform und Keitner in allen Krankenhäusern eingeführt wurden.

Für den Tonfilm eignen sich keineswegs alle Tierstimmen. Zum Beispiel ist das Brüllen des Löwen ganz ungeeignet; auch Tiger kommen für den Tonfilm als „lönende“ Mitarbeiter nicht in Betracht. Dagegen ist Wolfsgeheul sehr gut geeignet, am besten aber ist das Gekreisich und Geschnatter der Affen. Die Schwierigkeit ist nur, dies Geschnatter an den gewünschten Stellen hervorgerufen. Auch das Bischen der Schlangen ist sehr wirkungsvoll, wie auch das Klappern der Klapperschlangen einen sehr guten Eindruck machen kann. Ebenso sind die Elefanten mit ihrem Trompeten gute Tonfilmspieler; das gleiche hat man bei den Seelöwen erprobt, die leicht dazu zu bringen sind, vor dem Mikrophon ihr Wellen ertönen zu lassen. Den Preis unter den Tonfilmspielern aber bekommen wohl die Pfauen, die sich überhaupt als die besten Schauspieler aus der Vogelwelt erwiesen haben.

Im Rundfunk ist vor einiger Zeit ein amüsanter Experiment gemacht worden. Man setzte ein Kanarienhändchen vor das Mikrophon und wartete ab, bis es seine Lieblingsarie zu singen begann. Vor einem Lautsprecher in einem anderen Hause hatte man das Weibchen dieses Vogels angebracht, und als nun „die Stimme des Herrn“ ertönte, flog das Weibchen in den Trichter des Lautsprechers hinein, um den Sänger zu suchen.

Blau Korallen, die sehr selten sind, findet man in der Venenbucht, an der Küste von Westafrika.

Nach Berichten der meteorologischen Stationen kommen in jedem Jahre auf der Erde etwa 16 Millionen Gewitter zur Entladung.

Fischknochen ist nicht nur leicht verdaulich, sondern für das Gehirn außerordentlich zuträglich, da der Fisch große Mengen Phosphor enthält.

Die Indianer an der Küste von Cumana und Neu-Paracelona: essen während zwei oder drei Monaten des Jahres, in denen sie keine Fische haben, vorwiegend Erde. Auch die Indianerinnen am Magdalena-Strom, die als Töpferinnen bekannt sind, verzehren große Mengen ihres Töpfertons während der Arbeit. Die Japaner bereiten aus rötlichem Lehm eine Kuchenart, die gern gegessen wird.

Daß waldbreiche Gegenden regenreicher zu sein pflegen als unberwaldetes Land, ist bekannt. Die Regenmenge ist häufig bis zu 25 Prozent höher.

Heiteres

Bei einer Probe auf der Liebhaberbühne, Frau Weidel soll Herrn Baumgarten küssen. Gerade, als sie es tut, erscheint Frau Baumgarten.

„Oh,“ ruft Frau Weidel, „ich hoffe, Frau Baumgarten, es macht Ihnen nichts aus, daß ich Ihren Mann umarme?“

„Aber gar nichts — wenn es ihm nichts ausmacht!“

„Lotte, wollen wir Papa und Mama spielen?“

„Aber Kurt, du weißt, Mutti hat doch verboten, daß wir uns zanken.“

„Bomitt angelin Sie denn da?“ — „Mit nem Wurm.“ — „Aber an Ihrer Angel hängt ja ein Apfel!“ — „Der Wurm sitzt drin.“

„Kann ich den Herrn sprechen, der soeben nach dem Unfall mit seinem Auto hier hereingetragen wurde?“ — „Er ist noch ganz benommen,“ erwiderte das Mädchen. „Das trifft sich ausgerechnet: ich will ihm einen neuen Wagen verkaufen!“

„Ich bin wirklich unglücklich — ich merke täglich mehr, daß mich mein Mann nur des Geldes wegen geheiratet hat!“ — „So — dann hast du wenigstens den Trost, daß er gar nicht so dumm ist wie er aussieht!“

Bauer: „Guten Tag, Hochwürden. Warum sehen Hochwürden denn so bedrückt aus?“ — Dorfpfarrer: „Ach, lieber Mann, ich habe seit einigen Tagen meinen ganzen Appetit verloren.“ — Bauer: „Na, dann kann man bloß hoffen, daß ihn nicht grad ein armer Mann gefunden hat!“

Die Textilgroßhandlung Jakob Mayer u. Co. schreibt an einen ihrer Abnehmer Rechnung über gelieferte Waren mit folgendem zeitgemäßen Begleitschreiben: „Anbei übersenden wir Ihnen Faktura über den unserm Vertreter, Herrn Hirsch, gut erteilten Auftrag im Betrage von 375.49 M. Wir danken Ihnen bestens und teilen Ihnen der Einfachheit halber gleichzeitig mit, daß wir, da Ihnen bei den heutigen Verhältnissen die Bezahlung dieses Postens sicherlich schwer fallen wird, vorstehenden Beitrag mit gleicher Post eingeklagt haben. Hochachtungsvoll . . .“

Frl. Dolores hat eine Amputation hinter sich. „Wird man auch die Narbe nicht sehen, Herr Sanitätsrat?“ — „Das kommt ganz auf Sie an, Fräulein Dolores!“

„Sagen Sie, Herr Müller, sind Sie vielleicht mit dem Müller von der Schlüsselgasse verwandt?“ „Ganz entfernt bloß.“ „Wohl Better zweiten Grades?“ „Nein, er ist der älteste von 15 Geschwistern und ich der jüngste.“

„Also ein Faß Wein ist Ihnen gestohlen worden?“ Weinhändler: „Ja, ich habe in den Zeitungen bereits einen Aufruf erlassen, in dem vor dem Ankauf gewarnt wird.“ „Ist er denn so schlecht?“